

Fassadismus¹

Oberflächlichkeit beim Bau

„Alles nur Fassade!“ sagte man früher, um anzudeuten, dass es dahinter nichts Brauchbares gäbe. Ob das aus den Gründerjahren stammt, als man die Mietshäuser zur Straße hin mit Steinmauern und Verzierungen ausstattete, während die Seitenmauern aus Ziegelstein bestanden? Das Innere dieser Häuser war meist eine Holzkonstruktion, was dazu führte, dass solche Gebäude im Krieg gut brannten und ganze Viertel in Flammen aufgingen (zum Beispiel zwischen Rosenberg und Kriegsbergstraße, oder zwischen Sattlerstraße und dem Anfang der Eduard-Pfeiffer-Straße, oder an Teilen der Johannesstraße). Dabei waren diese „Holzhäuser“ teilweise durchaus ansprechend gestaltet.

Da die Mauern sich nicht, wie beim Fachwerk auf die Holzkonstruktion stützen konnten, sondern eher diese halten mussten (manchmal trugen sie sogar die Geschosdecken, waren sie durchaus solide gemauert. Das verführt heute dazu, dass man die Fassaden stehen lässt, das Innere abräumt und dort ein Betonregal erstellt, das den Bedürfnissen der Nutzer angepasst werden kann.

Das erste Mal - an das ich mich erinnere - war beim Umbau des Wilhelmispalais zur Stadtbücherei. Da wurde sozusagen im Kleid des alten Gebäudes ein neues Gebäude errichtet, um die Last der vielen Bücher tragen zu können. Zugleich erhielt man, in der vom Krieg vieler vertrauter und schöner Bauten beraubten Stadt, wenigstens eine vertraute Ansicht, an der sich die Älteren orientieren konnten.

Eine ähnliche Debatte gab es beim Kronprinzenpalais, dessen Außenmauern lange Jahre am Schlossplatz wie ein Fragezeichen herum standen. Beim Neuen Schloss entschied man sich knapp für den Wiederaufbau, auch die Markthalle durfte bleiben, aber das Kronprinzenpalais wurde dem Verkehr geopfert. Nur ein Fensterbogen blieb als Erinnerung vor dem Tunnelmund stehen. Auch der verschwand, als dort das neue Museum gebaut wurde.

Überall dort, wo - oft als Überbleibsel älterer Bauten - stabile Außenwände bestehen, kommt es heute vor, dass diese Fassaden erhalten bleiben, aber dahinter Neubauten entstehen. Das erhält den Bürgern einige vertraute Anblicke und ergibt für manches Gebäude den Anschein alt und gediegen zu sein. Dass das eine Form von Schwindel ist, wird akzeptiert, so wie der Wiederaufbau vieler alter Gebäude nach dem Krieg, egal ob in Stuttgart, oder Nürnberg oder anderswo. Daraus spricht das Bedürfnis nach Vertrautem, nach Orientierung, nach Geschichte. Dass es nun manchmal Häuser mit prunkenden Fassaden trifft, hinter denen sich ein Holzbau verbarg, entbehrt nicht einer gewissen Komik; eine Schauveranstaltung wird durch eine neue ersetzt.

¹ Der Begriff verbindet den Begriff „Fassade“ unabsichtlich mit „Sadismus“ und bezeichnet einen Neubau hinter einer alten Fassade, die erhalten bleibt. Wer den Begriff prägte konnte ich nicht klären.

Wobei das manchmal besser ist, als manche Fassade, die heute unter dem Gesichtspunkt der Funktionalität entsteht, oder nur noch die „Gebäudehülle“ darstellt, die mit Dübeln am tragenden Stahlbetonregal aufgehängt wird und nur eine begrenzte Lebensdauer hat. Hundertwasser kritisierte schon 1958 in seinem „Verschimmelungsmanifest“ die Unterordnung des Bauens unter die Nützlichkeit, also indirekt auch die Gewinnmaximierung. Wobei man damals in den Nachkriegsjahren freilich vor der gewaltigen Aufgabe stand möglichst rasch viel Wohnraum schaffen zu müssen und das mit sparsamsten Mitteln.

So wurde auch die ehemalige Sozialsiedlung „**Postdörfle**“ mit einfachsten Mitteln wieder aufgebaut. Deren zwei Gemeinschaftshäuser an der Heilbronnerstraße (Bade- und Waschhaus) verloren im Zeitalter von Badezimmer und Waschmaschinen ihre Aufgaben. Plätze zum Wäsche an der frischen Luft trocknen, gab es zwischen den Gebäuden im Grünen. Dort konnten auch die Kinder spielen, ohne durch Autoverkehr gefährdet zu werden. In den einfach ausgestatteten Wohnungen wohnten viele Leute mit kleinem Einkommen, wie das einst für Bahner und Postler gedacht gewesen war, die es zu Fuß nicht weit zum Bahnhof, zum Paketpostamt, zur Vermittlungsstelle oder zur Hauptpost hatten. Wenn möglich hat man solche Siedlungen nahe den Arbeitsplätze angelegt, wie etwa die der Latrinenleerer zwischen Türlen- und Tunzhofer Straße, deren Arbeitsplätze als „Schlauchartillerie“ zwar im ganzen Stadtgebiet lagen, wohin sie mit ihren Fuhrwerken kamen, aber die Entleerung fand auf dem Gelände im Zwickel der Mönchhaldenstraße statt, oder im nahen Güterbahnhof, da die Exkreme der Stuttgarter im halben Ländle als Dünger benutzt wurden. Calw hatte an der „Württembergischen Gebirgsbahn“ sogar eine spezielle Entladestelle. Auch die Arbeiterwohnungen in Ostheim nahe dem Gaswerk, der Maschinenfabrik Kuhn und der Automobilindustrie (Luginsland) lagen so, dass man zu Fuß zur Arbeit gehen konnte.

Dass man nach dem Krieg mit den bescheidenen Möglichkeiten keine Gebäude bauen konnte, die heutigen Standards entsprechen, ist klar. Also begann man um 2004 beim Postdörfle mit der Erneuerung der Siedlung und der Umwandlung der Gemeinschaftshäuser. Diese wurden entkernt und zu einem Hotelkomplex umgebaut, der mehr als doppelt so groß ist, wie es die Gemeinschaftshäuser waren. Hätte man sie abgerissen hätte man vielleicht keine Erlaubnis für eine derartig intensive Nutzung des wertvollen Grundstückes nahe der Innenstadt erhalten.

Dass der Neubau der Wohnhäuser, die nun noch dichter stehen, für die Bewohner das Ende ihrer Nachbarschaften und ihrer zwischenmenschlichen Beziehungen bedeutete, interessiert die Bauherren nicht. Man hat einmal bei Newcastle (GB) versucht die Erneuerung einer Siedlung so zu gestalten, dass diese Beziehungen erhalten bleiben sollten, und ist gescheitert. Das wundert wenig, wenn man bedenkt, dass die Bewohner der billigen, alten Wohnungen durch den Neubau nicht zugleich eine entsprechende Lohnsteigerung erhalten, die es ihnen erlauben würde, die höheren Mieten in den Neubauten zu bezahlen. Modernisierung kann daher nur in sehr bescheidenem Rahmen funktionieren, so dass die Bewohner nicht durch die neuen viel höheren Mieten aus ihrem vertrauten Umfeld vertrieben werden. Damit kann der Besitzer weniger verdienen, als wenn er abreißt und neu baut. Daher geschieht das so selten, selbst, wenn die Wohnbaugesellschaft der Stadt gehört. Dass das zu einer Entwurzelung der Menschen führt, die einst dort wohnten, wird billigend in Kauf genommen.

Diese Art der Sanierung ist also keine wirkliche Lösung der Wohnungsnot, sondern verdrängt nur Ärmere durch Reichere, die sich die Neubauten leisten können. Also ist das eine

Scheinlösung, die man deshalb durchaus auch als „Fassadismus“ bezeichnen könnte, bei dem die Fassade „Wohnsiedlung“ erhalten bleibt, aber nicht die Substanz „der Bewohner“.

Ein besonders dreistes Beispiel lieferte in Stuttgart die Post, die ihre **Oberpostdirektion** an der Stephanstraße (Dr. Heinrich von Stephan war Generalpostmeister *1831 - † 1897) angeblich renovieren wollte, was durch Abriss und Wiederaufbau billiger sein sollte. Deshalb wurden die Buckelquader mit weißer Farbe nummeriert, so dass man sie beim Wiederaufbau hätte verwenden können, was man aber nicht tat, sondern vor das Betongerüst dünne Steinplatten klebte. So konnte man das 1927 als eines der ersten Hochhäuser Stuttgarts errichtete Gebäude in den selben Maßen, die eigentlich nicht dort hin passen, wieder aufbauen. Damit nicht genug, nach ein paar Jahren Schamfrist wurde kräftig aufgestockt, was man vermutlich von Anfang an vor hatte, denn dazu muss die Statik des Gebäudes ausreichen. Dass man durch Aufstocken die Proportionen des Gebäudes verändert, oder dass dabei die ursprünglichen Sprossenfenster durch Fenster mit weniger Sprossen, oder sogar durch solche ohne und mit schwarzem Fensterrahmen ersetzt wurden, spielt für die Investoren wohl keine Rolle, aber die Bürger müssen sich dieses Mischmasch täglich ansehen. Durch Aufstocken werden auch die Straßen schattiger, allerdings leider mehr im Winter, als im Sommer, wo das eine Wohltat sein könnte. Nein, im Sommer ist da mehr Bausubstanz, die die Wärme der Sonne speichert, und zum Aufheizen der Stadt beiträgt.

In der **Lautenschlagerstraße 22-24** am Metropol hat die LBBW (also ein Unternehmen der öffentlichen Hand) ebenfalls ein Gebäude „entkernt“ (das Wort sagt eigentlich schon alles) und im Inneren neu aufgebaut. Dabei fielen, wie schon beim Abriss und Neubau gegenüber (ehemalige TWS), die alten Straßenbäume den Baustellen und der Straßenverlegung zum Opfer. Nun stehen als kümmerlicher Ersatz ein paar kleine Bäumchen da, die frühestens in 50 Jahren so viel Sauerstoff erzeugen, wie die gefälltten alten Bäume. Da sie obendrein noch kleinere Beete bekamen, ist fraglich, ob sie überhaupt so lange aushalten und so groß werden dürfen.

Es geht beim Fassadismus nicht um Menschen und deren Wohl, sondern ums Geld verdienen. Das wurde auch an der **Ecke Sophien- Tübinger-Straße** deutlich, als ein anonymen Investor das ganze Viertel platt machte und das alte Eckhaus entkernte, das eigentlich unter Denkmalschutz stand. Da heutige Neubauten auf eine Standzeit von 30 Jahren ausgelegt werden, weil sie dann abgeschrieben sind, können sich die Nachbarn schon erneut auf eine gigantische Baustelle in knapp 30 Jahren freuen. Daher gibt es in solchen Gebäuden meist keine Eigentumswohnungen, sondern nur Mietwohnungen, denn Mieter wird man leichter wieder los. Wieder wird ein Beitrag zur Entwurzelung von Menschen geleistet, die lange Jahre in diesem Viertel wohnten, einkaufte und arbeiteten.

Auch in der Eberhardstraße wurde die ehemalige **Teppich Galerie** „entkernt“, obwohl sie unter Denkmalschutz stand. Den Status als Denkmal hat sie 2018 verloren, da der Wiederaufbau mit einer an die ursprüngliche Fassade erinnernden Vorderfront nicht mehr den Kriterien für ein „Kulturdenkmal“ entspricht. Fassadismus zerstört also nicht nur das vertraute Aussehen der Stadt, sondern auch das Bisschen alte Bausubstanz, die den 2. Weltkrieg und die Bomben überlebte. Stuttgart war zu 45% zerstört!

Ein besonders interessantes Beispiel ist das **Wilhelmspalais** am Charlottenplatz. Einst von Hofbaumeister Salucci für den Württembergischen König erbaut und im Krieg ausgebombt,

wurde es nach langen Diskussionen für die Stadtbücherei mit einem stabileren „Haus im Haus“ wieder aufgebaut, weil man das Gewicht der Bücher nicht auf die alten Mauern stützen wollte.

Als die Bücherei in den Neubau auf dem ehemaligen Stückgutbahnhof umzog, sollte das Wilhelmispalais zum Stadtmuseum werden. Dafür wurde der Bücherei-Einbau heraus gerissen und durch einen neuen Einbau ersetzt. Es mag sein, dass wegen des erhofften größeren Besucheransturms breitere Treppen oder mehr Aufzüge sinnvoll waren, aber ein kompletter Umbau des Inneren und eine Verschlechterung des Äußeren Erscheinungsbildes durch dunkle Fensterrahmen, die die Fenster wie Löcher aussehen lassen, wäre wohl nicht nötig gewesen. Zur Zeit des Königreiches Württemberg wusste man noch, weshalb man Fensterrahmen weiß macht, damit sie nämlich mehr Helligkeit in die Räume leiten und sich nicht so stark aufheizen, was zum Klemmen des damals noch hölzernen Fensterrahmens führen konnte.

Ein besonders problematischer Fall ist der **Stuttgarter Hauptbahnhof** von Bonatz und Scholer; gebaut von 1914 bis zur Einweihung 1922 und bis zur Fertigstellung 1928. Der Bahnhof mit dem Gleisfeld samt Tunnelgebirge (Züge kreuzen auf drei Ebenen) und Abstellbahnhof galt seit 1987 als „Technisches Denkmal“. Nur durften das die Denkmalschützer nicht mal in ihrer Hauszeitschrift schreiben, nachdem die Politik 1994 beschlossen hatte den Bahnhof um 90 Grad zu drehen und unter die Erde zu verlegen. Dadurch sollten 180 Hektar Bauland gewonnen werden, die – so hieß es zunächst – den Bahnhofsumbau finanzieren würden. Da war der daneben liegende Stückgutbahnhof, der der Stadt eine Menge Lastwagenverkehr ersparte, schon Geschichte und zum Teil von der LBBW und anderen Banken überbaut. Dass es mit dem kostenlosen Bahnhofsumbau nicht weit her war, weiß man heute, da die Kosten wohl die vom Bundesrechnungshof und von Vieregge und Rössler prognostizierten 10 Milliarden erreichen werden, wobei da noch nicht alle Kosten drin sind, sondern der Flughafenanschluss und der zukünftige Abstellbahnhof noch völlig unklar sind. Dass der Umbau des Bahnhofs nicht notwendig war, konnte man dem Bundesverkehrswegeplan ebenso entnehmen, wie der hervorragenden Pünktlichkeit des nur zu 75% ausgelasteten Bahnhofs selbst. Es ging der Bahn darum die Renovierungskosten von ca. 2 Milliarden zu sparen, denn einen Neubau zahlt die öffentliche Hand, also der Steuerzahler, während eine Renovierung die Bahn selbst zahlen müsste. So werden rund 8 Milliarden vergeudet!

Der Bahnhof selbst verlor seine beiden Flügel, die die Bahnsteige einrahmten und vor Wind und Wetter schützten, aber auch die Bahnsteigdächer, die nach dem Krieg die verbrannten hölzernen Dächer ersetzen, in ihrer Position fest hielten. Die halb offene Kopfbahnsteighalle von der aus man ebenerdig zu den Bahnsteigen gelangte, und die drei Zugänge durch die Große Schalterhalle, den mittleren Aufgang und die kleine Schalterhalle verlieren ihre Funktion, da die Fahrgäste nicht mehr über die Kopfbahnsteighalle zu den Gleisen gelangen, sondern über eine Ebene, die darunter liegen wird und auf die man aus den Resten der Kopfbahnsteighalle durch große Öffnungen im Boden hinunter schauen wird. Damit ist der Bahnhof auch nicht mehr Barriere-frei für Behinderte, da man bei jedem Wechsel des Bahnsteiges, etwa beim Umsteigen, zunächst auf diese Zwischenebene hinauf muss um beim gewünschten Bahnsteig wieder hinab zu steigen. Beim ebenerdigen Kopfbahnhof war das unnötig. Sogar dessen Verbindungsgang unter den Gleisen, der einem beim Umsteigen längere Wege ersparte, war da günstiger, da er nur einen geringeren Höhenunterschied hatte, weil man nur etwas mehr als zwei Meter unter die Gleise musste und nicht fast vier Meter höher, um über Züge und Oberleitungen zu kommen.

Was aber bleibt von einem Denkmal, das von 1922 bis zur Fertigstellung des Fernsehturms 1956 das Wahrzeichen der Stadt war, dem man die Funktionen beraubt? Der Wegfall der Bahnsteige und oberirdischen Gleise führte dazu, dass die Durchgänge zu den Bahnsteigen schon zugemauert wurden.

Damit nicht genug. Da sich offenbar niemand gründlich mit dem Bahnhof und dem Gebäude auseinander gesetzt hat, begriff man nicht, wie wichtig Bonatz die Nutzung des Tageslichtes war. Überall hat er durch große Fenster und durch Lichthöfe dafür gesorgt, dass man oft ohne Kunstlicht auskommen konnte. Nun soll aber, um die Rendite zu steigern, ein Hotel auf den Bahnhof drauf gesetzt werden. Dadurch geht aber in den Schalterhallen und Aufgängen, sowie vermutlich auch in der Kopfbahnsteighalle mit den großen Fenstern nach Westen das Tageslicht verloren, weil das Hotel deren Fenster blockiert. Dass das niemand von den Gemeinderäten und anderen Politikern auffiel, spricht Bände.

Fassadismus ist Ausdruck von Oberflächlichkeit, die die Fassade für das Wichtigste hält (Disneyland), Ahnungslosigkeit, Geschichtslosigkeit, ja sogar Banausentum. Sie führt zur Zerstörung von Denkmälern, die vom Besitzer eigentlich gepflegt werden müssten. Aber das Land Baden-Württemberg ließ seine eigenen Häuser in der Neckarstraße so lange verkommen, bis ihre Sanierung so teuer war, dass sie nicht mehr wirtschaftlich erschien, genau, wie das Investoren machen, wenn sie alte Gebäude los werden wollen. Dort steht heute der grobe Klotz der Ministerien. Fassadismus ist oft auch ein Hinweis auf das Versagen von Gemeinderat und Politik. Es wird nicht verstanden, dass alte Gebäude als Zeitzeugen eine Stadt prägen, ihr ein Gesicht geben und damit zur Identifizierung der Bürger mit ihrer Stadt, ihrem Viertel beitragen. Meist fehlt eine gründliche Auseinandersetzung mit dem Bau oder der Anlage und deren Funktionen. Es fehlt oft auch an Phantasie und handwerklichem Können, um alte Bauten zu nutzen. In manchen Fällen handelt es sich um unredliche Pseudo-Architektur, die nur so tut, als wolle sie Altes erhalten. Dahinter steckt auch der Irrglaube, dass Geld wichtiger sei, als die Substanz eines Gebäudes, einer Straße, eines Viertels und dessen Wert für, und seiner Wirkung auf die Bürger. Fassadismus ist, als ob man die Totenmaske als Ersatz für den Verstorbenen nimmt.

Fassadismus ist aber nur möglich, wenn man sehr viel Geld zur Verfügung hat und Steuerersparnisse erzielen, oder Mieten verlangen kann, die Abriss und Neubau in dreissig Jahren (Abschreibungszeit) wieder herein holen. Er fördert also auch die hohen Mieten, die zur Verödung der Innenstädte beitragen.

Zu diesem Thema gibt es auch eine rund 100 seitige Bildergeschichte:

<http://www.cajo-kutzbach.info/Bildergeschichten/FA4996DD-8F8C-4F75-B59A-E3716383B1CB.html>

oder direkt:

<http://www.cajo-kutzbach.info/Fassadismus/assets/fallback/index.html>